

KörperDifferenz: zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biographischen Erzählungen von Frauen

Bruner, Claudia Franziska; Dannenbeck, Clemens

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bruner, C. F., & Dannenbeck, C. (2006). KörperDifferenz: zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biographischen Erzählungen von Frauen. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 1601-1610). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-144413>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

KörperDifferenz

Zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biografischen Erzählungen von Frauen

Claudia Franziska Bruner und Clemens Dannenbeck

Vorbemerkungen – Körper im Diskurs

Gedanklicher Ausgangspunkt¹ dieses Beitrags ist folgende Annahme: Körper sind unweigerlich *vergeschlechtlicht*, *sozial klassifiziert*, *ethnisch und kulturell* codiert sowie *Normalitäts- und Ästhetikdiskursen* unterworfen. So werden unterschiedliche und unterschiedene Körper laufend hervorgebracht und verändert. Im Zuge dieser Herstellungsprozesse von Körpern manifestieren sich gesellschaftliche Macht- und Dominanzverhältnisse. Das Erkenntnisinteresse dieses Forschungsprojekts (vgl. Bruner 2005) besteht demnach in den *sozialen* und *kulturellen* Produktionsbedingungen, denen Körper unterliegen².

Die Körper von Körperbehinderten gelten als *besondere* Körper: Von ihnen wird behauptet, »anders« als die Körper der Anderen zu sein. Dies spiegelt sich zum Beispiel in der um *political correctness* bemühten Formulierung »Menschen mit besonderen Fähigkeiten und Fertigkeiten«³. Doch auch mit einer solchen Formulierung werden die Grenzen ihrerseits lediglich markiert und reproduziert, deren Überwindung politische Behindertenbewegungen mit den Schlagworten *Normalisierung*, *Integration*, *Gleichberechtigung* und *Anerkennung* im Gepäck seit langem anvisieren.

1 Konzeptionell liegt diesem Beitrag die von Claudia Franziska Bruner bei Prof. Dr. Heiner Keupp an der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität eingereichte Dissertation zugrunde.

2 In diesem Sinne verstehen wir unsere Bemühungen als einen Schritt in Richtung einer Einlösung des von Anne Waldschmidt programmatisch vertretenen Forschungsprogramms der Disability Studies. »Soll allerdings die Etablierung der Disability Studies auch hierzulande gelingen, so wird es in Zukunft genau darum gehen: um die gleichberechtigte Zusammenarbeit von Grundlagen- und Anwendungswissenschaften und die Erforschung von Behinderung als gemeinsames Projekt der Kultur- und Sozialwissenschaften« (vgl. Waldschmidt 2005).

3 Körperbehinderung, Frauen/Menschen mit Behinderung, behinderte Frauen/Menschen, Behinderte, körperliche Schädigungen und Beeinträchtigungen, Krüppel, Menschen mit besonderen Fähigkeiten und Fertigkeiten etc. sind so gesehen differenzierende Beschreibungskategorien, die historisch, kulturell und kontextuell mit Bedeutung aufgeladen sind und strategisch verwendet werden. Nach einer politisch korrekten Formulierung zu fahnden, ist unserer Ansicht nach ein ebenso sinnloses wie irreführendes Unterfangen, da es vorgibt, die »Materialitäten generierende Kraft« (Bublitz 2003: 5) diskursiver Praktiken außer Kraft zu setzen.

Unser Bild vom Körper ist stark verbunden mit Vorstellungen von Wachstum und Entwicklung, von Werden und Vergehen, von Veränderung und Bewegung. Weiter dominiert die Vorstellung, dass dem Körper Subjekte gegenüberstehen, die ihn zu ihrem Beobachtungsobjekt machen können: Körper sind den (eigenen und fremden) Blicken ausgesetzt, sie stehen im Rampenlicht, sie werden wahrgenommen. Ferner kennen wir die gesellschaftlichen Ein- und Angriffe auf den Körper: Körper verändern sich nicht nur von selbst (quasi von Innen heraus, durch ihre »natürliche« Alterung), sie werden verändert, sie entstehen nicht nur, sie werden geschaffen und sie vergehen nicht nur, sie werden vernichtet. Welche Texte schreiben also den Körper, welche Bilder entwerfen ihn?

Bezugspunkt unserer Überlegungen ist dabei nicht nur die bekannte und etwas platte Annahme, dass Körper sozial konstruiert sind. Ian Hacking (2002) beschreibt in brillanter Weise die inflationäre Rede von der »sozialen Konstruktion« als »Konjunktur einer Kampfvokabel« in den Wissenschaften. Stattdessen zielen wir auf die Neu- und Umformulierungen dessen, was Körper ausmacht. Es handelt sich, im Sinne von Chris Barker (2000) um Strategien der Neu- und Umformulierung als Teil kultureller Identitätspolitik.

Der deutschsprachige Diskurs zum Thema (Körper)Behinderung stand lange Zeit im Zeichen eines Fürsorgeparadigmas mit seinem spezifischen sonder- beziehungsweise heilpädagogischen Impetus. Abgelöst wurde dieses Paradigma durch ein Integrationsparadigma, das aus einer Kritik an dominierenden Defizitperspektiven heraus entstanden ist. Erst im Zuge der Rezeption *differenztheoretischer* Ansätze wurden jedoch auch die in Behinderungsdiskursen verwendeten Kategorien selbst hinterfragt. Der deutschsprachige Raum scheint dahingehend jedoch immer noch einen gewissen Nachholbedarf zu haben, was die verspätete Rezeption der Disability Studies hierzulande deutlich belegt.

In Anlehnung an die angloamerikanischen Debatten im Kontext der *Disability Studies* scheint es sinnvoll zu sein, Körperbehinderung als eine Kategorie zu begreifen, die nicht nur an die Gruppe der jeweils *Anderen* geknüpft ist, sondern als wesentliches Merkmal von sozialen und kulturellen Positionierungen analysiert werden muss.

Empirische Basis und methodisches Vorgehen

Es gelangt ein methodisches Vorgehen zur Anwendung, wie es im Rahmen der Biografieforschung entwickelt wurde. Über die Erzählungen der Interviewten sollen *Ambivalenzen* in Identifikationsprozessen sichtbar werden und die Neu-Territoriali-

sierungen und Verschiebungen der Schnittfelder von *class*, *gender*, *race* und *body* offen gelegt werden können.

Biografische Erzählungen bieten die Möglichkeit zu analysieren, wie und wodurch sich Körper(selbst)bilder, Behinderung(en) und Geschlechterverhältnisse herstellen, reproduzieren und verändern. Im Zuge des Auswertungsprozesses wurden die in den narrativ-biografischen Interviews produzierten Erzählungen diskursanalytisch und mit dem Instrumentarium der sequentiellen Textanalyse betrachtet.

Die Altersspanne der acht befragten Frauen bewegt sich zwischen 27 und 43 Jahren. Zentrales Auswahlkriterium war eine sichtbare körperliche Mobilitätseinschränkung, die sich alltagsorganisatorisch bemerkbar macht. Die acht Frauen benutzen alle einen Rollstuhl oder ein vergleichbares Hilfsmittel zur Gestaltung ihrer Lebensführung.

Es mag eingewendet werden, dass die acht interviewten Frauen insofern nicht repräsentativ für Frauen mit körperlicher Behinderung sind, da sich in ihren Biografien jeweils starke Momente einer erkämpften Selbstständigkeit und überdurchschnittliche gesellschaftliche Teilhabeerfolge ablesen lassen. Uns geht es selbstredend nicht um Verteilungen und Häufigkeitsaussagen, auch nicht um systematische Vergleiche oder Kontrastierungen ganzer Biografien. Vielmehr liegt der Erkenntnisgewinn im *Aufzeigen einer Diskurslogik* und der damit verbundenen Hoffnung, Anknüpfungspunkte für die Verschiebung dominanter Bedeutungen im Spannungsfeld von *class*, *gender*, *race* und *body* zu finden.

Befund I: Lesarten des Körpers

Anneliese Baumgartner – eine von acht Interviewpartnerinnen – erzählt von einem Kindheitserlebnis

»Ich hatte als Kind Schienen und konnte mich auch mit zwei Stöcken fortbewegen, also gehen wär übertrieben. Dann war im Sommer auf Bäume klettern angesagt und das wollte ich auch und des hab' ich auch g'schafft. Ich kam irgendwie hoch, es war sehr lustig, bin auf dem Baum rumgeklettert und alles Mögliche – und dann hat's mich runtergehaun und dann war die Hos' kaputt. Aber – was viel schlimmer war, es war die Schiene kaputt und dann kam ich heim. Meine Eltern hatten selber keine Fahrmöglichkeit, die mussten also immer jemand bitten, mich zu fahren, zur Reparatur von dem Ding. Meine Mutter hat mich dann aus Strafe dafür zwei Stunden in den Keller gesperrt, da erinner' ich mich furchtbar gut dran, da saß ich dann auf den Kellerstufen und hab' meine Wut bearbeitet.« (AB 560–574)

Die orthopädischen Hilfsmittel ermöglichten es, an den Unternehmungen der Freunde teilzuhaben. Mitmachen zu können, auch bei Aktivitäten, die vergleichsweise hohe körperliche Geschicklichkeit, Feinmotorik und Risikobereitschaft erforderten, war für Anneliese Baumgartner eine entscheidende Voraussetzung, um sich

zugehörig zu fühlen. Auf diese Weise konnte sie vermeiden, *anders* zu sein als ihre Peers. Aber ihre Normalität wird in Frage gestellt: nicht etwa von Seiten der Peers, sondern von Seiten ihrer Mutter.

Anneliese Baumgartner erzählt hier keineswegs von einem *Missgeschick* (oder einem körperlichen Versagen aufgrund ihrer Behinderung), sondern von einem *freudvollen* Erlebnis und einem persönlichen *Erfolg*. Sie hatte es geschafft, auf den Bäumen rumzuklettern. Zu einer leidvollen Episode wurde die Sache erst durch die Interpretation und die Intervention der Mutter. Nach dieser Interpretation erscheint das Klettern auf Bäumen als eine Aktivität, die Anneliese Baumgartner nicht angemessen ist. Sie hat ihre Kompetenzen überschritten, unvernünftig, leichtsinnig, und selbstgefährdend gehandelt.

Anneliese Baumgartner erkennt sich erst *im Blick der Mutter* als ein Kind, das *körperlich anders* ist als die anderen Kinder. *Sie* entwirft ihren Körper als mobilen, *die Mutter* als immobilen Körper.

Die Auseinandersetzung zwischen Mutter und Tochter steht für das diskursive Ringen um körperliche Positionierungen. In dem mütterlichen Beschützerimpuls (gegen den ja nichts zu sagen ist – allerdings ist die Sorge um körperliche Unversehrtheit kein Privileg von Eltern *behinderter* Kinder) liegt ein *Exklusionspotenzial*, das für das Kind Anneliese Baumgartner zur Bedrohung wird. Damit dürfte sich auch die Wirkung der Strafe erklären, die eher Wut erzeugt als Angst und zukünftige Zurückhaltung.

Interessanterweise setzt die Mutter hier nicht die Brille der Geschlechterdifferenz auf: etwa nach dem Motto, *Mädchen* hätten nichts auf Bäumen zu suchen, da eine solche Art kindlichen Abenteuerturns doch eher etwas für Jungen sei. Vielmehr wird zwischen Mutter und Tochter eine Auseinandersetzung darum geführt, welches Verhalten der *körperlichen* Situation der Tochter angemessen ist.

Anneliese Baumgartners eigenes Anliegen unterscheidet sich dabei nicht von demjenigen anderer Gleichaltriger: sie möchte dazugehören, mitmachen, Spaß haben, etwas erleben. Das Problem, das für sie in diesem Zusammenhang auftaucht, besteht nicht in ihren *körperlich* begrenzten Möglichkeiten, sondern in den *familial* begrenzten Spielräumen sowie in den Verhaltenserwartungen ihrer Mutter. Mutter und Tochter verhandeln unterschiedliche Körperkonzepte.

Da Anneliese Baumgartner anders ist, bestimmte körperliche Kompetenzen nicht besitzt, ist es auch ein *Trugschluss*, wenn sie sich zugehörig fühlt und damit *unvernünftig*, ja *gefährlich*, so zu tun, als wäre da nichts. Heute ist ihr klar: Integration setzt Anpassung voraus. Während sie als Kind von einem Gefühl der *voraussetzungslosen* Inklusion ausging, weiß sie heute, *welche* Voraussetzungen erfüllt sein müssen, um als behinderte Frau gesellschaftliche Akzeptanz zu ernten. Ihre Sozialisation weist die Richtung in eine *behinderte* Identität.

Die biografischen Erzählungen der Frauen zeugen vom *Ringens um unterschiedliche Lesarten von Behinderung*. Sie zeigen, wie unterschiedlich mächtige Diskurse aufeinanderprallen, die in unterschiedlichen biografischen Phasen und situativen Kontexten ihr jeweiliges Gewicht verändern.

Befund II: Der strategische Einsatz des behinderten Körpers

Sabine Berndl erzählt von einer langjährigen Freundschaft zu einem jungen Mann. Sie verweist damit auf die Rolle, die körperbezogene Diskurse in ihren Beziehungen spiel(t)en. Im Zentrum ihrer Beziehung steht zunächst der Körper ihres damaligen Freundes. Dieser Körper markierte die Schwierigkeiten, mit denen die beiden von Beginn ihrer Freundschaft an umgehen mussten.

»Es war a sehr schwierige Situation. Es war ein Mann, der zehn Jahre jünger ist. Er wollte Priester werden. War in einem Priesterseminar. Hat dann aber festgestellt, dass er das nicht schafft. Wollt er dann nicht mehr. Würde in diesem Priesterseminar von einem seiner Lehrer vergewaltigt. Hat mit seiner eigenen Sexualität sehr große Probleme g'habt. Und dann ham wir uns kennen gelernt.« (SB 646–652)

Sabine Berndl führt ihren Freund anhand dreier Beschreibungsmerkmale ein, die allesamt einen Körperbezug aufweisen: Das *Alter* des Freundes verweist auf einen im Vergleich zu ihr unreiferen, unerfahreneren und hilfsbedürftigeren Status. Die *berufliche Orientierung* des Freundes verweist auf ein Milieu, in dem jede Form von Körperlichkeit einer besonderen weltanschaulichen Begutachtung unterliegt. Die *sexuelle Erfahrung* des Freundes verweist auf große emotionale und körperliche Verletzungen.

Zu diesen Voraussetzungen des Kennenlernens gesellte sich die Lebenslage Sabine Berndls. Sie führt sich in dieser Interviewpassage als eine Person ein, die sich hinsichtlich ihrer Geschlechtsidentität zutiefst verunsichert zeigt. In körperlicher Hinsicht begegneten sich die beiden unter unterschiedlichen Vorzeichen. Dem *hilfsbedürftigen und verletzten* Körper des Freundes stand der *geschlechtsneutrale* Körper Sabine Berndls gegenüber. Während ihr Freund sich Unterstützung bei der Bearbeitung seiner Gewalterlebnisse und seiner Sexualität erhoffte, versprach sich Sabine Berndl ein Stück Wertschätzung als Frau – auch wenn diese Konstellation damals für sie noch nicht durchschaubar war.

»Da wusst ich seine Vorgeschichte noch nicht. Und es war zu der Zeit, dass ich mich irgendwie überhaupt net als Frau gefühlt hab. Es war irgendwie wieder mal so a Punkt, den hab ich ab und zu mal, dass ich das Gefühl hab, ich bin ein Neutrum.« (SB 655–659)

Zunächst scheint es den beiden zu gelingen, ihren wechselseitigen Erwartungen zu entsprechen. Zumindest fühlte sich Sabine Berndl hinsichtlich ihrer Geschlechtsidentität zunächst gestärkt. Die Anerkennung bezog sich aber offenbar weniger auf ihren Körper. Vielmehr sah sie sich in ihren sozialen und empathischen Kompetenzen als Frau wahr- und ernstgenommen.

»Und er hat mir dann plötzlich wieder das Gefühl gegeben, ich bin interessant und ich bin Frau ... Und wir ham also dann sehr viel über seine Situation geredet, weil er also da wirklich massive Probleme hatte und ich hab dann eben auch versucht, sehr viel Verständnis zu zeigen für seine Situation, die auch net ganz einfach war. Und des war auch des, wo ich dann immer höher gerutscht bin, weil ich ja für alles Verständnis hatte, immer da war und immer zugehört hab.« (SB 659–666)

Sabine Berndl sah sich angesichts der Probleme ihres Freundes gefordert und erfuhr gerade dadurch ihre Wertschätzung – eine sehr geschlechtsrollenspezifische Selbstwahrnehmung. Ihr *behinderter* Körper stand dabei gar nicht zur Debatte, sondern ausschließlich der *beschädigte* Körper ihres Freundes. Der *eigene* behinderte Körper konnte durch die von *beiden* getragene Aussparung des Themas Sexualität ausgeblendet werden. Dies änderte sich in dem Moment, in dem die beiden ihre jeweiligen Positionen verließen: Sabine Berndl kündigte ihre Position auf, in der sie Hilfsbereitschaft und Empathievermögen für ihre Anerkennung als Frau eintauschte und ihr Freund verabschiedete sich von seiner Position als verletzter und hilfsbedürftiger Mann ohne sexuelle Interessen:

»Bloß irgendwann war der Punkt dann da, wo ich halt das so nicht mehr gepackt hab. Also es wurde mir einfach zu viel, weil ich gefühlsmäßig viel stärker eingebunden war und immer stärker eingebunden wurde in das Ganze und da war dann auch die Rede davon, dass er sich vorstellen könnte, mit mir zu leben und mit mir zusammen zu sein.« (SB 666–671)

In dieser Situation bringt Sabine Berndl ihren bisher nicht zur Debatte stehenden *behinderten* Körper massiv ins Spiel. Sie verweist nun auf *ihre* körperliche Hilfsbedürftigkeit, auf *ihre* begrenzten Kräfte, auf *ihre* Angewiesensein auf Pflege und die damit verbundenen Unannehmlichkeiten, auf *ihre* Abhängigkeiten und Defizite. Hatte sie eben noch Wert gelegt auf ihr körperliches Erscheinungsbild und ihre körperliche Ausstrahlungskraft, zeichnet sie jetzt – in einem Moment, in dem sie sich sexuell angerufen sieht – von ihrem Körper ein abschreckendes Bild. Ihr behinderter Körper wird von ihr als Argument, als diskursive Waffe gegen eine am Horizont sich ankündigende Sexualität ins Feld geführt.

»Er hat bei mir immer nur das Positive g'sehn. Und wenn er kam, man richtet sich her. Man richtet sich die Haare und schminkt sich und was weiß ich. Man sieht dann einfach gut aus und zieht sich dann auch entsprechend an und ja so kannte er mich. Und ich hab dann a zu ihm g'sagt, überleg Dir mal, wie das wäre für Dich, Du musst bei mir alles machen. Du musst mich versorgen. Du musst mich aufs Klo setzen. Du musst mich runtertun, musst mir den Hintern putzen. Ich hab g'sagt, des g'hört alles dazu. Du musst mich waschen, anzieh. ... Könntest Du das? ... Und je öfter wir eigentlich drüber g'redet ham,

hat er auch g'merkt, des wäre für ihn gar net so einfach. ... Des waren schon sehr intensive Gespräche über die Situation, wo ich ihm immer wieder vor Augen g'halten hab, überleg Dir's. ... Es fordert viel, viel mehr und verlangt einem viel, viel mehr ab und da ham wir halt miteinander eben g'merkt, dass es einfach net hinhaun kann, dass es nicht geht. ... Ich hab dann halt g'sagt, dass mir des einfach weh täte, wenn ich merken würde bei ihm, irgendwann dass der Punkt kommt, er packt des net. Und deswegen möcht ich mich net drauf einlassen. ... Also muss ich des eigentlich schon vorher kappen zu 'nem gewissen Grad und muss dem anderen einfach klar machen, so und so ist es.« (SB 671–705)

Die Selbstpositionierung als *behinderte* Frau erfolgt jetzt mit der Zielsetzung, die emotionale Nähe und die sexuellen Avancen des Freundes abzuwehren. Dabei fällt auf, dass Sabine Berndl ihre Abwehrstrategie just in einer Situation initiiert, in der sie sich, was ihre Geschlechtsidentität anbelangt, durchaus gestärkt sah. Sie setzte ihre Strategie ganz bewusst ein, um sich emotional zu schützen, möglicherweise auch aus unbewussten sexuellen Ängsten heraus.

In dieser Interviewpassage bringt Sabine Berndl zum Ausdruck, dass sich nicht einfach zwei Menschen in ihrer Eigenschaft als Behinderte beziehungsweise Nicht-behinderte begegnen. Vielmehr brachten die beiden ihre Körper *strategisch* ins Spiel, um ihre emotionale Nähe wechselseitig zu kontrollieren.

Es geht nie nur um den Stellenwert der Behinderung allein. Stets werden andere körperbezogene Differenzmarkierungen parallel mitverhandelt und -vollzogen. Im Falle von Sabine Berndl ist der Körper ihres Freundes für sie bezüglich des herrschenden Altersunterschieds (biologisch), bezüglich seines beruflichen Milieus (kulturell), in dem er sich bewegt und bezüglich seiner sexuellen Gewalterfahrungen (sozial) kodiert. Auch ihr eigener Körper taucht nicht als eindimensional behinderungsbedingt defizitärer Körper auf, sondern wird in den Augen des Partners zu einem sexuell begehrenswerten Körper, dessen Wahrnehmung sich in doppelter Weise verschiebt. Mit welchen Blicken die Körper betrachtet werden und in welchem Licht sie jeweils erscheinen, muss über die Orte rekonstruiert werden, an denen die diskursiven Verhandlungen stattfinden. Es müssen die Akteure dieser Verhandlungen daraufhin betrachtet werden, *welche* Diskurse sie *wie* ins Spiel bringen, *welche* Artikulations- und Repräsentationschancen ihnen jeweils zur Verfügung stehen und *welche* Optionen für Koalitionsbildungen und Konfrontationen mit den jeweiligen Positionierungen verbunden sind. Nur über die empirische Rekonstruktion der Prozesse des Herstellens von körperbezogener Bedeutung kann prospektiv ihre praktische Wirksamkeit politisch beeinflusst werden – nicht mit dem Ziel vor Augen, Behinderung wegzudiskutieren oder diskursiv zum Verschwinden zu bringen, sondern die auf der binären Opposition behindert/nichtbehindert basierende herrschende Praxis zu verändern.

Der Zweck der Übung

Die vorliegenden Interpretationen narrativer Interviewpassagen verstehen sich als *unabgeschlossene* Diskursbeiträge. Die Auswertung zielt bewusst nicht darauf ab, am Ende ein idealtypisches Bild von biografischen Sozialisationserfahrungen körperbehinderter Frauen zu erhalten. Auch eine klassifizierende Typenbildung unterschiedlicher weiblicher Identitätsentwürfe wird man vergeblich suchen. Stattdessen besteht der Ertrag der Arbeit in folgenden Punkten:

- Einblicke in die *Logik der Differenzsetzungen* zu gewinnen, der sich die befragten Frauen ausgesetzt sehen und der sie sich in unterschiedlichen Lebensphasen und Lebenssituationen aussetzen.
- Einblicke in die *Bedeutungen* zu gewinnen, die dem Körper dabei im Kontext anderer wirksamer Differenzkategorien zugewiesen werden.
- Einblicke in die *diskursiven Strategien* zu gewinnen, die gesellschafts- und identitätspolitisch zur Anwendung gelangen, um sich in unterschiedlichen Kontexten und Situationen zu positionieren beziehungsweise positioniert zu werden.
- Die Konstruktion behinderter Körper vor dem *Hintergrund von fortschreitenden und etablierten Gleichstellungs- und Toleranzdiskursen* zu analysieren
- Den *Ort* und die *Akteure* von Behinderungsprozessen sichtbar werden zu lassen.

Während *individuelle* oder auch *medizinische Modelle* davon ausgehen, dass die Behinderung ein Problem der betroffenen Person ist und infolge dessen medizinischer Korrekturmaßnahmen oder sozialer Förderung und Unterstützung bedarf, gehen *soziale Modelle* von Behinderung davon aus, dass der Behinderungsgrund letztendlich in sozialen und gesellschaftlichen Prozessen zu finden ist. Die Gesellschaft ist über ihre *diskriminierenden Strukturen* für die *Ausschließungsprozesse* und systematischen *Benachteiligungen* von Menschen mit Behinderung verantwortlich. Somit verschiebt sich der Forschungsgegenstand der Disability Studies vom betroffenen Individuum auf die *behindernde* Gesellschaft.

Hier liegt auch die Schnittstelle zwischen wissenschaftsorientierten Disability Studies und aktionistischen Behindertenbewegungen mit ihrem politischem Anspruch: Disability Studies, so verstanden, bilden den theoretischen Überbau einer auf Teilhabe, Gleichstellung und Selbstbestimmung ausgerichteten und um Normalisierung und Empowerment bemühten Interessenvertretung.

Wir halten die Vorstellung eines sozialen Modells von Behinderung für problematisch, die der Gruppe der Menschen mit Behinderungen *insgesamt* einen Minderheitenstatus zuweist und sie *kollektiv* auf ihre Rolle als Opfer von Diskriminierungs-, Stigmatisierungs- und Ausgrenzungsprozessen reduziert. *Poststrukturalistisch informierte diskursanalytische Auswertungsstrategien* sollen einerseits zeigen, dass das *Reden über den Körper* stets aus einer *situativen Positionierung* heraus erfolgt und damit die *Annahme*

einer konsistenten kollektiven Identität von Behinderung konsequent unterläuft. Darüber hinaus sollte deutlich werden, dass auch Menschen mit Behinderung ihrerseits am sozialen Modell von Behinderung immer mitstricken. Der Diskurs *Behinderung* ist damit – ähnlich race, class und gender – geeignet, gesellschaftliche Differenzierungen herzustellen und zu reproduzieren.

Geht man von der Annahme aus, dass Behinderung gesellschaftlich und sozial konstruiert wird, erscheint es unumgänglich, die entsprechenden Prozesse, die Behinderung markieren, genauer unter die Lupe zu nehmen. Beteiligt an diesen gesellschaftlichen und sozialen Prozessen (Interaktionen, bürokratischen Verfahren etc.) sind allerdings Menschen mit *und* ohne Behinderung gleichermaßen. Mithin müsste sich konsequenterweise der Fokus der Untersuchung verschieben: *weg* vom Individuum und seiner binär konstruierten kollektiven Zugehörigkeit (behindert/nichtbehindert), *hin* zu Interaktionen und Diskursen als den *Verhandlungsorten* von Behinderung.)

Wir leben mittlerweile nicht mehr in einer Gesellschaft, die sich durch eine stringente Diskriminierungs- und Desintegrationspraxis gegenüber Menschen mit Behinderung beschreiben lässt. Vielmehr leben wir in einer Zeit, die durch differenzierte und fortschreitende *praktizierte* Integrations-, Antidiskriminierungs-, Teilhabe-, Anerkennungs- und Toleranzdiskurse geprägt ist. Dies hat zu einer Fülle von gesellschaftlichen Veränderungen auf unterschiedlichen Ebenen geführt und die Lebensbedingungen von Menschen mit Behinderung nachhaltig verändert.

Spannend ist es nunmehr, diesem sozialen Wandel Rechnung zu tragen und sich nicht darauf zu beschränken, die aktuell (noch) zu verzeichnenden Nachteile allein als Resultate suboptimaler oder imperfekter Integrationsbemühungen zu deuten. Angesagt wäre es, danach zu fahnden, welche *neuen veränderten Formen der Differenzsetzung* gerade *durch* Gleichstellungs- und Toleranzdiskurse in Gang gesetzt werden, welche Bedeutungsverschiebungen sich ausmachen lassen und für veränderte politische Handlungsbedingungen sorgen. Es handelt sich um *Ausschlussprozesse* gerade *unter den Bedingungen gesellschaftlich gewollter Inklusion*.

Literatur

- Barker, Chris (2000), *Cultural Studies. Theory and Practice*, London u.a.
- Bruner, Claudia Franziska (2005), *KörperSpuren. Ein Beitrag zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biografischen Erzählungen von Frauen*, Reihe KörperKulturen, Bielefeld.
- Bublitz, Hannelore (2003), *Diskurs. Soziologische Themen*, Bielefeld.
- Hacking, Ian (2002), *Was heißt »soziale Konstruktion«? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften*, Frankfurt a.M.

Waldschmidt, Anne (2005), »Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Auf dem Weg von einem sozialen zu einem kulturellen Modell von Behinderung«, *Psychologie & Gesellschaftskritik*, Jg. 29, Nr. 113, H. 1, S. 9–31.